Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 48 (1954)
Heft: 10

Artikel: Wie sieht uns Asien?
Autor: Furrer, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139935

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der allgemeine Wehrzwang brachte es mit sich, daß die obersten Leitbilder der Gesellschaft (der Arzt, der Priester, der Gelehrte) militarisiert wurden: es gab nun «Stabsärzte», «Divisionspfarrer» und «Wehrwissenschafter».

3. *Die militaristische Weltpest.* In der totalen Militarisierung der Menschheit drückt sich heute das letzte Krebsstadium der Entartung aus. Jetzt müssen *alle* dem Moloch Militarismus fronen; es gibt kein Menschenbild mehr, es sei denn den militarisierten Menschen. Dies ist die dämonische Vollendung der Entartung, wie sie Professor Künneth in seinem Werk «Politik zwischen Gott und Dämon» beschrieben hat: «Der Raubtiercharakter der modernen Staatsmacht offenbart seine hemmungslose Gier und Brutalität. Es geschieht die Auslieferung des Schwertamtes der Obrigkeit an die satanische Macht.»

Die Gemeinsamkeit aller drei Stufen des Militarismus ist einmal darin gegeben, daß sie in der letzten (dritten) Stufe alle anwesend sind: Der «preußische Geist» ist ebenso am Endkrebs beteiligt wie der französische Wehrzwang. Zum andern ist die Gemeinsamkeit zu erblicken in der stufenweisen *Entwicklung zum gewissenlosen Gewaltglauben*, der schließlich als der «Geist der Politik» schlechthin erscheint. Auf der ersten Stufe sagt etwa der «Soldatenkönig»: «Die ewige Seligkeit ist vor Gott, alles andere muß vor Mir sein.» Hier beansprucht der Cäsar schon den gesamten staatlichen Bereich für sich. Auf der zweiten Stufe tritt das «Staatsgewissen» an die Stelle des persönlichen Gewissens. Und dies «Staatsgewissen» wird allein von der (militaristischen) Macht informiert. Auf der dritten Stufe sagt Hitler (zu Rauschning): «Das Gewissen ist eine Chimäre!» Es ist völlig abgeschafft von der militaristischen Gewalt, die nur noch den gewissenlosen Befehlsausführer (Roboter) gebrauchen kann.

Wir stehen seit dem Ersten Weltkrieg auf der dritten Stufe der militaristischen Entartung. Der ABC-Krieg, der damals einsetzte, war das satanische Zeichen dieser Entartung. Wenn auch in solchem Krieg immer noch «Divisionspfarrer» mitmarschieren, so kann ihn das so wenig heiligen, wie des Feldbischofs Rarkowski Begeisterung fürs Hakenkreuz den Hitlerkrieg sanktionieren konnte. Es ist alles dämonischer Lug und Trug.

G. H.

Wie sieht uns Asien?

In Evanston (Illinois) fand im August dieses Jahres die zweite Weltkirchenkonferenz statt. Sie stand unter dem fast sensationellen Generalthema: «Christus – die Hoffnung der Welt.» Kennt das Christentum, weist die christliche Kirche einen Weg aus der tragischen Verwicklung unserer Zeit? Hat sie auf Grund ihrer Geschichte den nichtchristlichen

Völkern eine Hoffnung zu bieten? Berichte aus Evanston konstatierten mit einigem Staunen eine ganz unerwartete Haltung bei Vertretern eben jener Völker, die die Kirche seit Menschenaltern sich bemüht hatte für das Christentum zu gewinnen. «Sie treten heute anders auf, haben eigene Sprecher, feurige Verteidiger neu errungener Stellungen in ihren fernen Ländern, ehemalige Missionsschüler, die nun mit frischer Unbekümmertheit den westlichen Kirchen die Pistole auf die Brust setzen, indem sie mit der anderen Hand auf die Gefahr des Kommunismus und der Wiederbelebung der alten Religionen hinweisen. Dieselbe Einstellung nehmen die asiatischen Christen an.» («NZZ», Nr. 2179.)

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht nicht unangebracht, unsere kirchlichen Kreise auf ein Buch hinzuweisen, das geeignet ist, christliche Gewissensforschung zu erleichtern und sie aus den theologischen Gefilden in die Welt unverbrämter historischer Tatsachen hinüberzuleiten. Wir meinen das 1953 erschienene Werk K. M. *Panikkars: «Asien und die Herrschaft des Westens.»* Der Verfasser, heute indischer Botschafter in Ägypten, vertrat sein Land in gleicher Eigenschaft in Peking, und zwar unter Tschiang Kai-schek wie bei der jetzigen Regierung. Erfreulich ist, daß sein epochemachendes Werk bald deutsch erscheinen wird (Oktober 1954 im Steinberg-Verlag, Zürich).

Welcher Art waren nach Panikkar die Beziehungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Asien und dem Westen anbahnten? Wenn wir von der vorchristlichen Ära absehen, von den Feldzügen Alexanders des Großen etwa, so sehen wir mit Überraschung, daß Einflüsse kultureller Art sich schon im frühen Mittelalter feststellen lassen, daß zum Beispiel vom 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an nestorianische Christengemeinden in China existierten. Belegt sind ferner Missionsreisen italienischer Mönche des 13. und 14. Jahrhunderts ins Reich der Mongolen (Kublai Khan † 1294), deren Einfälle in den Westen die Christenheit stark beunruhigten. Dank der Toleranz des Hofes, der die buddhistische Lehre begünstigte, vermochte einer dieser Missionare, Monte Corvino, wenn auch mit recht anfechtbaren Mitteln, sogar eine christliche Gemeinde aufzubauen, die vom Papst zum Erzbistum Peking erhoben wurde, nach etwa dreißig Jahren aber spurlos unterging.

Nachhaltiger setzten anfangs des 16. Jahrhunderts die Portugiesen, damals noch eine bedeutende Seemacht, mit ihren Eroberungsfahrten ein. Panikkar nennt ihre Unternehmung den achten Kreuzzug, der den Fernen Osten der christlichen Religion unterwerfen sollte. In Wirklichkeit war es der Beginn jener imperialistischen Epoche, die sich bis in unsere Tage erstreckt und unzählige Kriege gekostet hat. *Goa*, die kleine portugiesische Siedelung an der Westküste Indiens, die neuerdings so viel von sich reden macht, wurde zum Ausgangspunkt für die Christianisierung des Fernen Ostens. Um es gleich vorwegzunehmen, Erfolg war den Bemühungen der katholischen Missionare nicht beschieden. Weder der Fanatismus der Jesuiten mit ihrer Inquisition (1560) noch Versuche ande-

rer Missionare, den Indern das Christentum im Kleide der indischen Philosophie näherzubringen, machten den gewünschten Eindruck. Glaubensgespräche am Hofe des Mogul, zu denen die Vertreter der verschiedensten Religionen eingeladen wurden, scheiterten an der Haltung der westlichen Eiferer, die den Anspruch machten, allein die göttliche Wahrheit zu besitzen. Fälle von Zwangsbekehrungen in Bengalen führten zu einem Massaker der Portugiesen und zur Unterbindung missionarischer Tätigkeit im Reiche des Mogul, etwa um 1660. Inzwischen war Portugal machtpolitisch bedeutungslos geworden, was dazu beitrug, ihre Art der Glaubensverbreitung lahmzulegen.

Die Nationen, die als «Erschließer» Indiens folgten, waren an der Missionstätigkeit der Portugiesen gar nicht interessiert. Die Holländer bauten einzig ihre Handelsstationen aus, und auch die Briten, die Ende des 18. Jahrhunderts an ihre Stelle traten, waren als Protestanten nicht geneigt, der Ausbreitung des katholischen Glaubens ihre Unterstützung zu leihen. Protestantische Missionstätigkeit begann erst geraume Zeit später, so daß die erste Christianisierungswelle in Indien mit dem ausgehenden 17. Jahrhundert füglich als abgeschlossen gelten kann.

Der relative Mißerfolg der katholischen Missionsarbeit in Indien war mit ein Grund für die Kirche, ihre Glaubensboten in neue Gebiete zu entsenden, nach Japan und China. Der größte unter ihnen war Franz Xavier, ein fanatischer Jesuit, was die Lehre anbetraf, darüber hinaus aber eine Persönlichkeit, die man schon mit Franz von Assisi verglichen hat. Er erhielt in seinem Missionsfeld an der Malabarküste Berichte, nach denen die japanischen Fischer und Bauern bereit wären, die christliche Heilsbotschaft zu empfangen. Voll Optimismus machte er sich auf nach Japan und wurde dort auch zunächst freundlich aufgenommen. Er sah sich aber bald zum Glaubensstreit gegen die Buddhisten gezwungen, den er mit solchem Fanatismus führte, daß er sich nicht halten konnte. Auf der Fahrt nach seinem neuen Wirkungsfeld, China, erreichte ihn 1552 der Tod. Xaviers Mitstreiter und Nachfolger in Japan verfolgten in den folgenden Jahrzehnten eine andere Strategie. In Verbindung mit frondierenden japanischen Fürsten und den spanischen Machthabern auf den Philippinen suchten sie eine um die andere der japanischen Inseln unter ihre Herrschaft zu bringen, ja die Spanier auf den Philippinen sprachen offen davon, mit ihrer Flotte in Japan einzufallen. Die westlichen Missionare bildeten offenbar eine Art Fünfte Kolonne in Japan. Die Reaktion blieb nicht aus. 1638 wurden alle Spanier aus Japan vertrieben und die japanischen Christen aufs schärfste verfolgt. Von 1638 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Japan gezwungen wurde, dem Westen die Tore zu öffnen, war dort jede christliche Aktivität unmöglich.

Wieder andere Wege gingen die katholischen Missionen in China. Während sie in Indien, an der Malabarküste und in Japan versucht hatten, die Festung des Unglaubens im Sturm zu nehmen, lag den Jesuiten in China daran, das Terrain dadurch vorzubereiten, daß sie zunächst das

Wohlwollen der obersten Beamten durch Geschenke und Dienste aller Art zu erkaufen suchten. Ihr Ziel waren jedoch Peking und der kaiserliche Hof. So sehen wir denn 1595 von der portugiesischen Handelsstation Macao aus einen Pater, Matteo Ricci, auf seinem hindernisreichen Weg nach Peking, wo er mit seinen Gefährten und schwerem Gepäck im Jahre 1598 eintraf. Die religiösen Schriften, die er mit sich führte, wogen nicht schwer. Astronomische Instrumente, mechanische Spielzeuge, Uhren mit Schlagwerk und andere Raritäten, daneben auch ein solides mathematisches Wissen sollten ihm Eingang in die höchsten Kreise verschaffen. Es ging ihm der Ruf voraus, über alchemistische Geheimnisse zu verfügen, jedenfalls zog er das Interesse der Gelehrten auf sich und durfte schließlich seine reichsten Geschenke vor dem Kaiserthron niederlegen. Es wurde ihm gestattet, sich in Peking niederzulassen. Er wagte aber noch kaum, die christliche Lehre zu verbreiten. Im Laufe seines Studiums war ihm dagegen der Konflikt zwischen der Lehre des Konfuzius und dem von Indien sich ausbreitenden Buddhismus deutlich geworden und die Möglichkeiten, die damit geboten wurden, dem Christentum Eingang zu schaffen. Durch scharfe Angriffe auf den Buddhismus suchte er sich das Wohlwollen der chinesischen Anhänger des Konfucius zu verschaffen und zugleich zu zeigen, daß dessen Lehren mit der Botschaft Christi nicht im Widerspruch ständen. Als Ricci 1610 auf dem Sterbebett lag, glaubte er seinen Nachfolgern sagen zu dürfen: «Ich lasse euch vor einer offenen Türe zurück.» Die Türe war allerdings offen, wie Panikkar ironisch bemerkt, aber nur für Geschenke, wie er sie gebracht, für westliches technisches Können, aber keineswegs für das Christentum, wie Ricci geglaubt hatte.

Es würde zu weit führen, die weitere Entwicklung der Jesuitenmission in China im einzelnen zu verfolgen. Es mag genügen, wenn wir feststellen, daß die Nachfolger Riccis ihre Stellung am Hof über hundert Jahre durch Dienste fragwürdigster Art zu erhalten wußten. Sie waren der Reihe nach Hofastrologen, Kalendermacher, Kanonengießer, Vorsteher der heidnischen kaiserlichen Opferzeremonien (!), Diplomaten, Prinzenerzieher. Der Abschluß eines Grenzvertrages mit Rußland im Jahre 1689, der mit ihrer Hilfe zustande kam, war ein Glanzstück jesuitischer Diplomatie und führte dazu, daß 1692 ein Toleranzedikt erlassen wurde. Bezeichnenderweise war damals im Bericht an den Kaiser von den Diensten die Rede, die die Missionare dem Reich erwiesen hätten. Von ihrer Glaubenslehre hieß es herablassend, «sie sei nicht schlecht und werde auch nicht zu Ruhestörungen führen». Der Bau einer Kathedrale in Peking (1705) stellte den Höhepunkt jesuitischer Tätigkeit in China dar. In Wirklichkeit war er das Vorspiel zum bitteren Ende.

Angriffe auf die Jesuitenmissionare waren schon früher erfolgt, und zwar von chinesischen Gelehrten wie von anderen christlichen Orden. Der Konflikt verschärfte sich, als die Dominikaner die Ritenfrage zum Zentrum ihrer Anklage gegen die Jesuiten machten. Wie oben erwähnt,

waren Jesuiten zu Vorstehern der kaiserlichen Opferzeremonien ernannt worden. Die Frage war, ob diese Stellung und noch gravierendere Fälle jesuitischen Diensteifers (das Segnen von Kanonen zum Beispiel und deren Taufe auf den Namen katholischer Heiliger) nicht einer Profanierung oder sogar Prostituierung der christlichen Religion gleichkämen. Die Jesuiten gerieten auf den kuriosen Einfall, an den Kaiser selbst zu appellieren und von ihm den Entscheid zu erbitten, der ihren Zwecken dienlich war. Damit riefen sie die römische Kurie auf den Plan, die in Glaubenssachen in letzter Instanz zu entscheiden hat. Die jahrelange verbissene Fehde der katholischen Orden, das Zögern der römischen Kurie, durch einen provokativen Entscheid den Verlust eines gewaltigen Wirkungsfeldes zu riskieren, muß für die Gebildeten Chinas ein amüsantes Schauspiel gewesen sein. Das Ende war vorauszusehen. Dem vielseitigen Druck konnte der Papst nicht widerstehen, er mußte die Praktiken der Jesuiten verdammen, wodurch von selbst auch die geistliche Autorität des chinesischen Kaisers angefochten wurde. Der letzte Schlag erfolgte 1724, als die europäischen Missionare beordert wurden, das Land zu verlassen.

Panikkar bezeichnet die jesuitische Missionstätigkeit in China, wie sie sich in den etwa 130 Jahren bis 1724 abspielte, als eine «schmutzige Intrige». «Ihr Versuch der Eroberung Chinas», fährt er fort, «war von Anfang an zum Mißerfolg verurteilt, nicht nur weil sich die chinesischen Kaiser als klarblickende Männer erwiesen ... sondern ebensosehr, weil die Gebildeten im Lande mit ihrer eigenen Philosophie zu gut vertraut waren, als daß sie sich von den Lehren einiger Ausländer hätten imponieren lassen, das heißt von Leuten, deren moralische und geistige Minderwertigkeit bei den Chinesen ohnehin feststand und deren Lebensführung das negative Urteil bestätigte.»

Im 18. Jahrhundert war jede Missionstätigkeit in China unterbunden. Die Lage änderte sich von Grund auf, als sich mit der Industrialisierung Englands die Britische Ostindische Kompanie an verschiedenen Häfen, den Eingangstoren Chinas, festsetzte. Durch die Verträge von Nanking 1942 ging Hongkong in den Besitz der Engländer über, und der Friedensvertrag von Tientsin 1860 gab ihnen, aber auch anderen europäischen Nationen, vollends die Möglichkeit, in China zu schalten und zu walten, wie ihnen beliebte. Kein Europäer konnte fortan vor ein chinesisches Gericht gezogen werden; die schwache chinesische Regierung mußte Freizügigkeit für christliche Missionen und weitgehende Vorteile für den europäischen Handel zugestehen. Die christlichen Kirchen, in unbegreiflicher Verblendung, sahen in diesen China aufgezwungenen Zugeständnissen die große Chance für die Ausbreitung des Christentums in China. Nach der Unterdrückung der Taiping-Rebellion (1865) kamen denn auch Missionare aller Bekenntnisse zu Tausenden nach China. Sie erhielten nicht unbedeutende Mittel aus den China abgenommenen enormen Entschädigungen; sie erwarben Land und bauten Kirchen und waren in ihrem Auftreten den hilflosen Chinesen gegenüber

alles andere als zurückhaltend. Die europäischen oder amerikanischen Konsulate, die sie in Streitfällen schützten, trugen dazu bei, ihren Einfluß geltend zu machen. Gerichtshändel, in die chinesische Christen verwikkelt waren, konnten in vielen Fällen als Glaubensverfolgung dargestellt und zu Recht oder zu Unrecht zugunsten des «Christen» entschieden werden. Die Protektion europäischer Konsulate war ein Lockmittel, mit dessen Hilfe viele Chinesen sogar erst bewogen wurden, zum Christentum überzutreten, wodurch sie sich der Jurisdiktion ihrer eigenen Behörden entzogen. Nach den Erfahrungen von Kennern der Verhältnisse maßten sich Missionare, gleich welchen Bekenntnisses, in ihrem Bezirk direkt Regierungsautorität über ihre Gläubigen an. Die Aktivität, die die verschiedenen Missionen entwickelten, war erstaunlich. Spitäler, Waisenhäuser erstanden in den entlegendsten Provinzen. Es wurden Schulen, vor allem Mittelschulen, gegründet und eine Menge Literatur produziert, die die jungen Chinesen nicht nur für Wahrheit und Bildung gewinnen, sondern ihnen daneben auch die Überlegenheit, ja Einzigartigkeit des Christentums und die Größe der westlichen Völker darlegten.

Nun waren sicher viel echte religiöse Überzeugung und humanitärer Eifer in diesen Bemühungen, und die Chinesen selbst anerkennen, daß auf dem Gebiete der ärztlichen Mission zum Beispiel Großes geleistet wurde. Nur geschah leider alles unter falschem Vorzeichen. Man mag es als Treppenweisheit bezeichnen, wenn man heute erkennt, daß die Bedingungen, unter denen die Missionstätigkeit im 19. Jahrhundert ihren Anfang nahm, ihren Mißerfolg zum voraus besiegelten. «Daß man glauben konnte, eine Religion, die unter dem Schutz fremder Mächte aufwuchs, nachdem diese selben Mächte dem Land entwürdigende Bedingungen auferlegt hatten, würde geduldet, wenn einmal die Nation sich selbst wieder fand, verrät größte Kurzsichtigkeit», meint Panikkar. Die christliche Kirche war zum Partner des westlichen Imperialismus geworden. Als dieser Imperialismus unter Anklage gestellt und schließlich überwunden wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß die Kirche das Schicksal ihres Schutzherrn und Verbündeten teilte. Der Widerstand des chinesischen Volkes und noch viel mehr der chinesischen Gebildeten gegen die westliche Missionstätigkeit war übrigens schon immer vorhanden. Obwohl meist passiv, äußerte er sich doch hin und wieder in elementaren Ausbrüchen, vom Opiumkrieg des Jahres 1839 bis zum Boxeraufstand zu Beginn unseres Jahrhunderts. Panikkar geht so weit, zu erklären: «Es gab keine Provinz während dieser ganzen Zeit, selbst als die Chinesen politisch ratlos und verängstigt waren, da der Mann auf der Straße wie der Gebildete dem Missionar nicht zu verstehen gab, er sei ein unwillkommener Eindringling.» Wenn eine wütende Volksmenge einem flüchtenden Missionar nachrief: «Ihr habt unseren Palast zerstört (Sommerpalast, Peking, 1860) und unseren Kaiser umgebracht, ihr verkauft unserem Volke Gift (Opium), und dann kommt ihr und wollt uns Tugend lehren», so kam darin der tiefe Groll des Volkes zum Ausdruck.

Es fehlte nicht an Ratschlägen auf höherer Ebene. Prinz Kung, ein gescheiter, weitblickender Chinese, äußerte sich gegenüber dem britischen Botschafter in den Worten: «Zwingt uns kein Opium auf und keine Missionare, und ihr seid willkommen.» Die Missionsberichte selbst geben auf ihre Art ein Bild des dauernden nationalen Protestes gegen die Beleidigung chinesischer Zivilisation und Kultur, die in der Haltung der Missionare lag. «Eine ohnmächtige chinesische Regierung war außerstande, die chinesische Kultur zu schützen oder die nationale Würde aufrechtzuerhalten, aber das Volk war nicht so leicht einzuschüchtern.» Nun sind dies die Worte eines Asiaten, der, selbst eine alte Kultur verkörpernd, die dem asiatischen Brudervolk angetane Beleidigung nachhaltig empfindet. Aber seine Worte werden durch die Tatsache erhärtet, daß die Missionen trotz allen Bemühungen vom chinesischen Volk abgelehnt wurden und durch die Ereignisse der Nachkriegszeit sozusagen weggefegt wurden.

Ein interessantes Gegenstück zu China ist das Japan des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit der gewaltsamen Öffnung Japans durch Commodore Perry im Jahre 1854 hätte sich leicht eine ähnliche Auflösung des Reiches anbahnen können, wie sie China zur Beute europäischen Machtstrebens machte. Die japanischen Regenten, die das Land vorsichtig und widerwillig westlichen Ideen zugänglich machten, hielten zunächst das Verbot «der üblen Sekte der Christen» aufrecht. Auf die Proteste der Westmächte gaben sie als gewiegte Diplomaten zu verstehen, der Widerstand der Bevölkerung gegen das Christentum sei so groß, daß eine Politik der Toleranz erst nach Jahren gewagt werden könne. Nachdem gewisse Reformen des Shintoismus durchgeführt, vor allem aber die Unvereinbarkeit der christlichen Religion mit loyalem und patriotischem Verhalten dem Bewußtsein des japanischen Bürgers eingeflößt worden war, verkündete die Regierung 1873 den Grundsatz religiöser Toleranz. Die Duldung freier Religionsausübung, das heißt missionarischer Tätigkeit, war für die Westmächte Vorbedingung einer Vertragsrevision, anders gesagt, der Abschaffung der Exterritorialität (Konsulargerichtsbarkeit), die sich, wie geschildert wurde, für das chinesische Volk so verhängnisvoll ausgewirkt hatte. Mit der Abschaffung der Konsulargerichtsbarkeit war für die Japaner das große Ziel erreicht. Aber über das Christentum dachten sie damit noch nicht anders als vorher. An Stelle der Diffamierung des Christentums als «einer üblen Sekte» trat eine allgemein zur Schau getragene Geringschätzung der Lehre. Dazu kam, daß das Erziehungswesen in Japan in den Händen des Staates lag. Diese Unterbindung der Erziehungs- und Schulungstätigkeit der christlichen Mission wie das Wiederaufleben des Buddhismus waren die Hauptgründe, die das Christentum auch im 19. Jahrhundert nicht Fuß fassen ließen. Der Sieg Japans über China 1894 ließ das Selbstbewußtsein der Nation so erstarken, daß eine Christianisierung Japans ein beinahe aussichtsloses Unternehmen wurde.

Nicht weniger trübe Aussichten bestehen nach Panikkar für die christliche Mission in anderen Gebieten des Fernen Ostens. Im französischen Kolonialreich, in Südostasien, wo die französischen Missions étrangères über große Besitzungen und Vorrechte verfügten, gelang es nicht, den Asiaten für ein Christentum zu gewinnen, das in seinen Augen so unheilvoll kompromittiert war. In Burma und in Siam fanden die Patres der Missions étrangères die buddhistische Staatsreligion in unangreifbarer Stellung vor, so daß ihre Missionstätigkeit zu keiner Zeit größeren Umfang erreichte. In Indonesien bestand zur Zeit der portugiesischen Missionsversuche, besonders unter Franz Xaviers Einfluß, eine gewisse Rivalität zwischen christlichem Glauben und dem Islam. Der Rückgang der portugiesischen Macht brachte im 17. und 18. Jahrhundert den Sieg des Islam.

Welchen Weg ging Indien? Es würde zu weit führen, die einzelnen Phasen der Entwicklung im 19. Jahrhundert aufzuweisen. Das wichtigste Moment hier ist eine erstaunliche Wiedererweckung des Hinduismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist, daß die nationalistischen Führer, die die Befreiung Indiens vorbereiteten, selbst fanatische Kämpfer für den Hinduismus waren. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges begannen die christlichen Führer Indiens einzusehen, daß eine zu enge Verbindung mit der Kolonialmacht sich zu ihren Ungunsten auswirkte. Eine Reihe von Veröffentlichungen unter dem Titel «Das Erbe Indiens», die vom Rat der christlichen Kirchen Indiens herausgegeben wurde, zeigte ihr erwachendes Interesse für indische Kultur und eine Befreiung von der Vormundschaft des Westens. Der Einfluß Mahatma Gandhis, der um diese Zeit das indische Volk für seine Unabhängigkeitsbewegung gewann, bewirkte seinerseits eine Festigung des religiösen Einflusses. Nicht in engem Geist, Gandhi arbeitete zeit seines Lebens mit Christen zusammen und zählte viele von ihnen zu seinen engsten Freunden. Überhaupt war zur Zeit des Kampfes gegen die englische Herrschaft keinerlei Animosität gegen das Christentum zu spüren. Doch nicht aus Gründen, die für die christliche Mission erfreulich waren. «So seltsam es klingen mag», schreibt Panikkar, «die indischen Führer des 20. Jahrhunderts waren von der Überlegenheit und allumfassenden Kraft (catholicity) ihres Glaubens zutiefst überzeugt und fühlten nur ein tolerantes und leicht herablassendes Interesse für die christliche Lehre.» Sie trauten ihrem Glauben auch die Fähigkeit zu, von sich aus offenbare Mängel zu beheben. So führten sie unter Gandhi einen Kampf um die «Unberührbaren», der eine Zeitlang den Christen vorbehalten zu sein schien, und trugen den Sieg davon.

Angesichts dieser Sachlage sehen sich die europäischen und amerikanischen Förderer der Mission zur Einsicht genötigt, daß auch Indien nicht für den christlichen Glauben, mindestens nicht für das westliche Kirchenchristentum, gewonnen werden kann. Die indische Verfassung gewährt

aber doch volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Ist dies nicht eine Einladung zu neuem Anfang?

Es ist sicher eine Aufforderung an die Christen des Westens, ihr Gewissen zu erforschen, wie wir eingangs sagten. Ausgangspunkt für eine solche Prüfung ist das Geständnis, daß der Versuch, Asien für die westliche Lebensauffassung und Religion zu gewinnen, fehlgeschlagen hat. Er war ein Mißerfolg besonders in China, wo die Bedingungen für den Westen besonders günstig zu sein schienen. Er hat fehlgeschlagen in Indien, wo außer in Schulen und in ärztlicher Eigenschaft der Missionar aus dem Westen kaum mehr zu wirken vermag. In Japan, Siam und Burma hatte er zu keiner Zeit große Aussichten. Ob sie nach Hiroshima und Nagasaki, nach den Napalmbomben in Korea größer geworden sind?

Panikkar ist der Auffassung, die Erfolge der Mission hätten nicht so unbedeutend zu sein brauchen. Gewiß konnte niemand erwarten, daß der Buddhismus oder der Hinduismus das Feld räumen würden. Daß die christliche Lehre aber eine so klägliche Niederlage erlitten hat, dafür, meint Panikkar, trage der Westen selbst die Schuld.

Wir können ihm, wie uns scheint, darin nur zustimmen. Es ist zunächst einmal der geistige und rassische Hochmut des Abendländers, dem auch der Missionar nicht entging, sein manchmal arrogant zur Schau getragenes Vertrauen auf seine kulturelle Überlegenheit, die den östlichen Menschen abstoßen. Panikkar macht dazu folgende Glosse. «Eigentümlich ist, daß selbst in den Zeiten unangefochtener europäischer Vormacht kein Asiate je den europäischen Anspruch kultureller Überlegenheit anerkannt hat.» Der schlimmste Ausdruck dieses Hochmutes aus dem Westen, mit dem, ob wir es wollen oder nicht, die christlichen Völker identifiziert werden, waren wohl der Abwurf der Atombombe über asiatischen Städten und die fortdauernden Experimente über Inseln und Meeresgebieten Asiens. Asiaten als Versuchskaninchen!

Ein weiteres Moment, das uns den Menschen des Fernen Ostens entfremdet, ist die Intoleranz unserer Dogmen. Um Panikkar noch einmal zu zitieren:

«Die Doktrin eines Monopols auf Wahrheit und Offenbarung ist dem asiatischen Geist vollständig fremd. Für den Hindu, der glaubt, daß alle rechten Wege zu Gott führen, und den Buddhisten, den man gelehrt hat, daß ‚Übung im edlen achtfachen Weg' ihn zur Vollkommenheit führe, ist die Behauptung irgendeiner Sekte, daß sie allein die Wahrheit besitze, während alle Nichtgläubigen verdammt seien, unvernünftig und absurd. Jeder gebildete Asiate, vom Kaiser Kang Hsi bis zu Gandhi, der ernstlich und gewissenhaft diesen Standpunkt des Missionars zu begreifen versucht hat, wird dies mit allem Nachdruck bestätigen.»

Wenn man sich zudem erinnert, welche Unzahl von Kirchen und Sekten, von der katholischen Kirche bis zu den Adventisten, ihre Auffassung als die allein seligmachende verkünden und nicht müde werden, die Irrtümer und abergläubischen Praktiken aller anderen zu denun-

zieren, wird man verstehen, daß solche Mannigfaltigkeit nicht eben überzeugend wirken konnte.

Was dem Missionar des 19. Jahrhunderts als Glücksfall erschien, das Bewußtsein nämlich, daß er als Angehöriger einer Macht auftreten konnte, die seine und seiner Kirche Interessen wenn nötig mit Waffengewalt zu schützen verstand, hat, wie wir gesehen haben, nicht wenig zum Mißerfolg westlicher Missionstätigkeit beigetragen. Wenn solche Tätigkeit je wieder aufgenommen werden sollte, so könnte es nur auf dem Fuße der Gleichberechtigung und aus dem Geiste freundschaftlicher Zusammenarbeit geschehen. Wie ein Kenner des heutigen China es ausgedrückt hat: «China ist bereit, Missionare aus westlichen Ländern aufzunehmen, vorausgesetzt, daß die gleiche Zahl chinesischer Missionare in den westlichen Ländern arbeiten darf.» Dieser Ausspruch deutet ungefähr an, wie uns Asien sieht. *Paul Furrer*

Bericht über das Sonntagstreffen

vom 26. September 1954 im Kinderfreundehaus «Mösli»

Eine richtige Überraschung bedeutete die große Teilnehmerzahl dieses Sonntagstreffens. Auch persönlich noch unbekannte Freunde und Leser der «Neuen Wege» trafen ein, sogar aus dem Ausland, und so wurde es ein reicher und gesegneter Tag. Das «Mösli» und sein Hausvater, Herr Werner Egli, bereiteten uns mit einigen jugendlichen Hilfskräften einen gemütlichen, überaus freundlichen Empfang, für den wir ihm herzlich dankbar bleiben. Was uns unser Freund aus Israel, Dr. *Erich Bloch*, in seinem Referat «Jesus und Israel» und in der nachfolgenden Diskussion schenkte, werden unsere Leser in seiner eigenen Zusammenfassung im nächsten Heft lesen. Die Art seines Vortrages war eine aus dem Herzen kommende, in schönstem Sinne eruptiv hervorbrechende Schau Jesu, wie sie uns als Bekenntnis eines echten, weitblickenden, freien Juden besonders bewegte. Dr. Blochs reiches Wissen, seine Erkenntnis, seine Mitteilungen forderten zum Fragen und zur Besinnung auf. Etwas sehr Lebendiges strahlte unter uns in diesen Stunden, und der Geist von Leonhard Ragaz, dem die Frage «Jesus und Israel» eine Kernfrage bedeutet hatte, war uns nahe. Wir bedauerten sehr, daß unsere Freundin, Margarete Susman, der diese Frage auch zum Lebensthema wurde, nicht mit dabei sein konnte. Wir sagen Dr. Bloch und seiner Frau herzlichen Dank für ihr Kommen.

Eine besondere Freude und wiederum eine Überraschung war uns die Anwesenheit eines schwarzen Bruders aus Afrika, der uns in englischer Sprache von seiner Heimat und dem Ringen seines Volkes um Gerechtigkeit und um wahre christliche Liebe erschütternd berichtete. Wir bringen im folgenden eine etwas gekürzte deutsche Zusammenfassung seiner Ansprache.

Ein freundliches Wetter begleitete dieses Treffen, das unsere Zusammengehörigkeit erneut gestärkt und bestätigt hat. *C. W.-St.*